Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 6

Artikel: Der zeitgemäß unzeitgemäße Goethe
Autor: Brock, Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758397

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der zeitgemäß unzeitgemäße Goethe

von Erich Brock

Thomas Manns literarkritische Arbeiten gehören meistens zum ungemischt Erfreulichen seiner Erzeugung. Sie sind fast durchweg in sachlicher Hinsicht gediegen und stichhaltig, vermeiden jede Hervordrängung des Autors, und, ohne in Preziosität zu verfallen, wahren sie doch die erlaubte und gebotene Subjektivität des Künstlers, der, nach Versammlung der wissenschaftlichen Ergebnisse, die einzelnen Umrisse mit leichter Hand zu einem Gesamtbilde eigener Prägung zusammenfügt. Es entspricht Thomas Manns bedächtiger Produktionsart, daß er erst heute, 15 Monate nach dem Goethe-Jubiläum, seine zeitbedingte Auseinandersetzung mit Goethe fertig vorweist. Er legt diese Auseinandersetzung in zwei Ausprägungen vor: «Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters» (S. Fischer, Berlin) und «Goethes Laufbahn als Schriftsteller» (Corona-Bücherei, Oldenbourg, München). Die beiden Ausfertigungen des Grundgedankens stehen sich nahe, ohne sich mehr als gelegentlich zu überschneiden. Gemeinsam ist beiden, daß sie sozusagen den Stier bei den Hörnern packen, nämlich Goethe von der Seite vorführen, von welcher er am ungernsten ins Auge gefaßt zu werden pflegt: Nicht als der stürmische Jüngling erscheint er hier, nicht als der Mann auf olympischer Höhe, nicht in der verklärten Weisheit des Greisenalters, sondern in den Zügen, welche durch sein ganzes Leben hindurchgehend ihn als Bürger, zum bürgerlichen Zeitalter gehörig kennzeichnen und es in sich aufgipfeln lassen. Diese Züge verstärken sich im Alter, wie billig, und bringen dann jenen Aspekt Goethes hervor, welcher von den aufrichtigen Bewunderern gerne beiseite gelassen, von einer gewissen Sorte professoraler Literaturgeschichte aber aus einer sich gerade auf diesen geringeren Ausschnitt beziehenden Verwandtschaft heraus in naiver Weise mit Superlativen überkleistert wird. Zu dem Problem des bürgerlichen Goethe gehört natürlich ganz zentral Goethe als Schriftsteller — denn Schriftstellertum ist die dem Bürgerlichen zugekehrte Form des Dichterischen. Und hier ist es dann auch, wo die tiefere Affinität aufleuchtet, welche Thomas Mann bewog, sich dem Jubilar gerade von dieser Seite zu nähern. Denn Mann liebte es ja von jeher, seine eigene Zugehörigkeit zum Bürgertum zu betonen und herauszustellen; sich selbst irgendwie als letzten Abschluß des bürgerlichen

Zeitalters zu empfinden — dies schon insoweit mit Recht, als die Bewegungen, welche das bürgerliche Zeitalter überwunden zu haben sich schmeicheln, ihr geistiges Rüstzeug ganz vorwiegend aus Manns «Unpolitischen Betrachtungen» bezogen haben. Daß er irgendwie Bürger ist, auf andere Weise aber auch wiederum davon gänzlich distanziert, das ermöglicht ihm, über diesen Begriff die teilweise schmerzliche Klarheit zu gewinnen, zu der er in den vorliegenden zwei Aufsätzen neue Lichter hinzufügt. Auf dieser Grundlage, und das ist der beste Beweis für ihre Wesentlichkeit, gelingt es ihm, ohne Gesuchtheit, ohne dauernd in letzten Umwälzungen der Prinzipien zu wühlen, durchaus Neues und Erleuchtendes über Goethe zu sagen — gewiß keine Kleinigkeit heutzutage.

Es herrscht hier also durchaus Enthaltsamkeit darin, mit ausladenden Grundsätzlichkeiten gleich in die Untersuchung hineinzuspringen. Nein, mit großer Sauberkeit und Zurückhaltung wird eine Fülle feiner, wenig bekannter Züge, gut belegt und unverwechselbar, zu einem Gesamtbild gleichsam pointillistisch, doch nicht ohne Architektur zusammengefügt, das dann wiederum, obschon nicht zumittelst darauf zielend, jene schöne Menschlichkeit ausstrahlt, welcher man sich bei Goethe auf allen Pfaden nahen kann. Menschlichkeit heißt hier aber nicht Verwaschenheit und Süßlichkeit. Nein, Thomas Manns Goethebild ist ein dialektisches, bei dem sich Licht und Schatten gegenseitig bedingt, hält und formt. Alles Ja hat (dies nach einem Bilde Gottfried Kellers) wie bei einem stolzsegelnden Schiffe seinen Ballast nötig, Bedingungen des rein Negativen, die Goethe, gleichfalls nicht ohne Würde, erfüllt. Wir lernen seine gewöhnlich positiv gewerteten und hier auch liebenswert und in höherer Bedeutung dargestellten bürgerlichen Eigenschaften kennen, seinen Ordnungssinn, seine aufbauende Systematik, Fleiß, Sparsamkeit, Höflichkeit und Menschenliebe. Aber dies alles ruht nun zuunterst «Zügen eines tiefen Grames und Mißmuts auf, einer stockenden Unfreude, die ohne jeden Zweifel mit Goethes ideeler Ungläubigkeit, seiner naturkindlichen Indifferenz, mit dem, was er sein Liebhabertum, seinen moralischen Dilettantismus nennt, tief und unheimlich zusammenhängt. Es gibt da eine eigentümliche Kälte, Bosheit, Medisance, eine Blocksberglaune und naturelbische Unberechenbarkeit, der man nicht genug nachhängen kann und die man miterleben muß, wenn man ihn liebt.» Thomas Mann führt diese Kehrseite, wie wir sehen, auf Goethes große naturhafte Universalität

zurück, die sich nirgends, wie Schillers heroischer Moralismus, in Ja und Nein glatt einfangen läßt. «Die Natur gibt nicht Frieden, Einfachheit, Eindeutigkeit. Sie ist ein Element der Fragwürdigkeit, des Widerspruchs, der Verneinung, des umfassenden Zweifels. Sie verleiht nicht Güte, denn sie ist selbst nicht gut. Sie erlaubt kein scheidendes Urteil, denn sie ist neutral. Sie verleiht ihren Kindern eine Indifferenz und Problematik, die mit Qual und Bösartigkeit mehr zu tun hat als mit Glück und Heiterkeit.» In Goethes Jugend natürlich ist die positive Seite dieser Naturhaftigkeit: Beglückung, Rausch, Überschwang vorherrschend. Aber in der «Vereinsamung und Vereisung seines Alters» wendet sich der Sachverhalt um; «sie ist eine Erscheinung, die nicht weniger ans Herz greift, weil sie gesetzmäßig ist . . . Goethe fühlte sich als ein Vorkommnis jener Größe, die die Erde ebenso beglückt wie sie sie bedrückt . . . Es ist die Bosheit des mächtigen Alters, das Schicksal greiser Größe, der immer etwas das Leben Bedrückendes anhaftet.» Das wirkt sich aus bis in wahrhaft kleinliche und bourgeoise Züge von Neid, Eitelkeit, Verdrängung, Linkischkeit hinein. Aber man begreift, daß wer diesen Abgrund in sich herumtragen mußte, der Bürgerlichkeit als eines Gegengewichtes unerbittlich bedurfte.

So wird hier das Menschliche überall nicht nur zum Bürgerlichen, sondern auch nach der andern Seite zum Dämonischen über sich fortgeführt; beide zusammen erst ergeben die große Humanität, welcher es unerläßlich ist, den Abgrund um den Preis manchen Augenschließens, manchen Verkleinlichens und Fortdrängens zu bändigen und einzuordnen. Wenn aber so an gewissen Punkten für das Humane eine Art Feigheit erlaubt, ja geboten ist, so ist nicht zu verkennen, daß anderseits auch eine große Tapferkeit ihm eignet, welche jeder Gestaltung Pate stehen muß, die auf eine letzte religiöse Geborgenheit verzichten zu müssen glaubt. Allerdings gehört dazu nicht nur, daß der Mensch angelegt sei, im Mittleren dennoch frommen Sinnes verharren und immer wieder dahin zurückfinden zu können, sondern daß er auch ein Götterliebling sei, dem sich das Äußerste niemals nackt und unumwendbar naht.

In ähnlichen Zusammenhängen zeichnet Thomas Mann Goethe auch als Synthese von Dämonie und Urbanität, und eben diese Einheit habe ihn zum Liebling der Menschheit gemacht. Ganz besonders in seinem S t i l e weist Mann zumal das b ü r g e r l i c h e Element dieser Synthese nach, und wir können uns nicht versagen, die

schönen Formulierungen, die dem Verfasser hier gelingen, wörtlich anzuführen: «Man kann den vernünftigen Zauber, den kindlichen göttlichen Liebreiz der goethischen Schreibweise nicht kühler, aber auch nicht genauer kennzeichnen, als mit diesem Worte des Novalis geschieht.» (Es war zuvor ein Urteil dieses Romantikers mitgeteilt worden, worin er von seinem extremen Standpunkte aus, einseitig, aber scharfsinnig, das Bürgerliche in Goethes Schreibweise nicht ohne hohnvolles Lob umrissen hatte.) «Denn es ist ja wahr, daß jede Verstiegenheit, jeder poetische Überschwang diesem Stile fremd ist, der dennoch immer zum Äußersten geht, sich auf einer mittleren Linie mit diskreter Kühnheit, meisterlicher Gewagtheit und unfehlbarer künstlerischer Sicherheit dahinbewegt: gewandt, präzis, bis in die etwas amtliche Diktatprosa des Alters hinein, von einem rhythmischen Zauber, der die klarste Mischung von Eros und Logos bildet und uns wohlig und unwiderstehlich führt und trägt. Das Wort ist nicht etwa gehoben, getragen, feierlich, priesterlich oder pathetisch, sondern alles ist in mittlerer Stimmlage und Stärke gesprochen, prosaisch g e s a g t , selbst in der Lyrik, aber von einer sonderbar prosaischen heiteren Kühnheit: das Wort wird neu geschaffen, unabgenutzt, einmalig, als würde es zum ersten Male aus dem Schoß der Sprache emporgehoben, neu erfunden, mit seinem Sinn neu verbunden, und zwar so, daß dieser Sinn dadurch eigentümlich zu transzendieren beginnt und etwas heiter Geisterhaftes entsteht. Und wenn die Kühnheit des K ü n s t l e r s ist, so darf man das Mittlere, Gemäßigte darin als b ü r g e r l i c h ansprechen.»

Der Gegensatz, welcher in jenem Urteil des Novalis angedeutet war, bedingte auch den immer wachsenden Abstand des alten Goethe zur R o m a n t i k. Dieser war schon mit Goethes immer wachsender Hinneigung zum humanen Erziehungsgedanken gegeben, dessen eminent bürgerlichen Anteil Thomas Mann verständig aussondert. Sehr unromantisch ist auch ein Wort über den Verstand wie dieses aus «Wilhelm Meister» (das dennoch weithin Leitsätze für das Ideal einer Vernunft-Erziehung abgeben könnte): «Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Verstand; vor der Dummheit müßten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist: aber jener ist unbequem und man muß ihn beiseite stellen; diese ist nur verderblich und das kann man abwarten.» Was Goethe auch von dem romantischen Treiben abstieß, war eben die Verneinung allmählicher Erziehung, das «Alles oder Nichts» an den romantischen

Idealen; Einstellungen, wie sie der Jugend angehören und wiederum die Jugend im Grund über alles erheben. Goethe sagt: «Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt, und besonders die Jungen, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Torheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdamnis wird, unsäglichen äußeren Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Untaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und Andere wütet ... Der unglaubliche Dünkel, in den die jungen Leute hineinwachsen, wird sich in einigen Jahren zu den größten Narrheiten manifestieren ... Das junge Volk hört nicht mehr. Zum Hören gehört freilich auch eine besondere Bildung.»

Dies geht natürlich vorab auch aufs Politische. So groß die Anlässe der Zeit der französischen Revolution und der Befreiungskriege waren, um erregt im Politischen aufzugehen, so eisig Goethes Abseitsstellung dazu ist, so, bemerkt Thomas Mann, «spricht es ehrenvoll für die Geistigkeit und Bildung des damaligen Deutschland, daß sich vaterländisch gesinnte Männer fanden, die den Unzeitgemäßen gegen den Vorwurf der Undeutschheit zu verteidigen wußten»: Jahn, Arndt, Varnhagen von Ense und der Freiherr vom Stein. In der Tat wäre es ja auch lächerlich, Goethes Deutschheit zu leugnen, weil er durch und durch antipolitisch war, wie es jeder echte Konservative im Grunde ist. Sein Werk ist deutsch, in einem großen naturhaften Sinne, ohne Krampf, ohne Selbstversteifung und ohne im Munde Führen seiner Etikette. Damit ergibt sich von selbst, daß es nach allen wesentlichen Richtungen des Geistes zu organischem Nehmen und Geben weit offensteht. Und wir sind geneigt, dies trotz allem noch für sehr deutsch zu halten. Goethe sagte: «Statt sich in sich selbst zu beschränken, muß der Deutsche die Welt in sich aufheben, um auf die Welt zu wirken.» Dazu ist nötig, daß der Deutsche nicht allein den innersten Wurzeln seines eigenen Wesens treu und nahe ist, sondern auch gleichzeitig den unentweichlichen Beschränktheiten desselben bewußt und mit Abstand, doch mit schicksalshaftem Anerkennen gegenübersteht. Thomas Mann zitiert hier ein Wort von Goethe, worin er das Bedrückende und Düstere der deutschen Vorzeit recht lieblos kennzeichnet und gar für die heute oft kritiklos absolut gesetzte altdeutsche Malerei schneidende Charakteristiken wie folgende aufbringt: «Das trocken Naive, das

steif Wackere, das ängstlich Rechtliche» ... Solche Dinge waren es dann, welche den Dichter des Götz und den Verehrer des Straßburger Münsters nach Italien trieben. Will man das bedauern? Auf jeden Fall ist es eine sehr deutsche Überlieferung, und wenn viele große Männer anderer Völker auch, unter anderem, Abstand und Kritik zur eigenen Volksart aufs schärfste festhielten, so wird das deutsche Wesen besonders niemals ohne diesen Umweg über sein Gegenteil zu sich selbst deutsch sein können. Es ist nötig, solche Dinge gerade heute anzumahnen, wo wieder, wie zu Goethes Zeit, «das Alte vergangen ist und das Neue noch nicht worden. Doch regt sich so Manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden könnte.» Jedoch ist dieses Manche heute in Gefahr, verschüttet und abgelenkt zu werden, und darum sind wir Thomas Mann dankbar, jenem in verdeckter und doch der offensten Weise durch den Mund seines größten Dichters eine Wegleitung zu geben.

Welches wird Thomas Manns eigener Weg durch diese Zeit sein? Wir hoffen, daß sein nächstes großes Werk sich weniger in das verspielte Geschnörkel des Zauberbergs noch weiter verstricken als an der ruhigen hingegebenen Sachlichkeit kleiner Arbeiten wie der vorliegenden inspirieren werde; — auch um dem deutschen Wesen zeitgemäß zu dienen. Denn wer heute die humanistische Überlieferung Deutschlands zu vertreten berufen ist, darf nicht mehr ins Artistische abgleiten, sondern muß dem Großen, Einfachen, Wesentlichen, unbedingt Bejahenden des Menschlichen nahebleiben.

KLEINE RUNDSCHAU

Alte Front

Kein neuer Parteiname — sondern ein Buchtitel! Er steht über der jüngst erschienenen Sammlung politischer Reden und Aufsätze von Albert Oeri (Helbing & Lichtenhahn, Basel). «Es ist ein Werk», schreibt Emil Dürr im Geleitwort dazu, «das sich im Grunde mit den neuen Fronten auseinandersetzt, die, leidenschaftlich aufschießende neue Gebilde, sich lärmend und anspruchsvoll in den Vordergrund unseres nationalen Lebens drängen.» Der größte Teil dieser Auseinandersetzungen ist viele Jahre vor der Geburt der Fronten in unserem Lande geschrieben worden! Zu einer Zeit, als deren Ideen und Tendenzen noch nicht in «Bewegungen» und Programmen aufgefangen waren, als sie gleichsam noch in der Luft lagen. Aber diese Luft war